

Sarah Nies, Dieter Sauer¹

Was wird aus der Betriebsfallstudie? Forschungsstrategische Herausforderungen durch Entgrenzung von Arbeit und Betrieb

Wohl kaum eine Forschungsstrategie hat die Arbeits- und Industriesoziologie über die Jahre so geprägt wie die Betriebsfallstudie. Schon in der Gründungsphase der Disziplin war die am Einzelbetrieb orientierte Fallstudienforschung nicht nur das vorherrschende empirische Verfahren, sondern die logische methodische Konsequenz der zentralen Forschungsfragen dieser Zeit, in deren Mittelpunkt die Veränderung von Arbeit durch technischen Fortschritt und Rationalisierungsmaßnahmen der Betriebe stand (vgl. auch Pflüger et al. 2010). Gegenwärtige Tendenzen der Entwicklung von Arbeit stellen die Fallstudie als Forschungsstrategie vor neue Herausforderungen: Angesichts der Auflösung betrieblicher Außengrenzen in Folge von Dezentralisierung, Vernetzung und Globalisierung und der Tendenzen einer Subjektivierung von Arbeit, die die fordistische Grenzziehung zwischen Arbeitskraft und Person durchlässig werden lassen, stösst das auf den Einzelbetrieb fokussiertes Fallstudienkonzept an seine Grenzen.

Am Beispiel der früheren und der aktuellen Fallstudienpraxis am ISF München geht der Beitrag diesen Herausforderungen und den forschungsstrategischen Bewältigungsversuchen nach und stellt die Frage nach der Zukunft kritischer Fallstudienforschung. Grundlage unseres Beitrags sind die Ergebnisse unseres Teilprojekts zum „theoriegeleiteten Fallstudienansatz am ISF München“ in dem von der DFG geförderten Projektverbund „Industriesoziologische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie“ unter Leitung der TU München.² Die Ergebnisse beruhen sowohl auf Durchsicht verschiedener einschlägiger Studien, als auch auf Interviews mit beteiligten Forschern.

Wir betrachten im Folgenden zunächst einen spezifischen Zugang der Fallstudienforschung, der sich am ISF München in den 1960er und 1970er Jahren in dem Wissenschaftlerkreis um Norbert Altmann herausgebildet hat und der die weitere Entwicklung der Forschung im Institut entscheidend geprägt hat. Daran anschließend werden wir uns mit den (historischen) Bedingungen auseinandersetzen, die diesem Ansatz implizit zugrunde lagen und deren Wandel die Fallstudienforschung heute zu neuen Wegen herausfordert.

1 Dipl.-Soz. Sarah Nies, ISF München, sarah.nies@isf-muenchen.de; Prof. Dr. Dieter Sauer, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften, dieter.sauer@isf-muenchen.de

2 Das von 04/2006 bis 10/2008 geförderte Projekt wurde in dem Projektverbund unter der Leitung der TU München und unter Beteiligung des ISF München und des SOFI Göttingen durchgeführt. Die Abschlusspublikation des Projekts ist unter dem Titel „Industriesoziologische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie“ bei edition sigma erschienen (Pongratz/Trinzcek 2010). In ihr finden sich zentrale Ergebnisse des Projekts sowie weitere Beiträge zur Fallstudienforschung in der Arbeits- und Industriesoziologie. Auch eine ausführliche Darstellung der in diesem Beitrag diskutierten Ergebnisse finden sich in dem Band (Nies/Sauer 2010).

1. Historischer Ausgangspunkt: Betriebsfallstudie als Forschungsstrategie

1.1 Der Betrieb als gesellschaftliche Vermittlungsinstanz

Der in den damaligen Studien verfolgte Fallstudienansatz zeichnete sich insbesondere durch die zentrale Stellung aus, die dem Vermittlungsproblem zwischen Theorie und Empirie zugemessen wurde. Dahinter stand der Anspruch, die Gegenüberstellung von angewandter Forschung und theoretischer Grundlagenforschung zu überwinden. In den Nachworten zu den in den 1970er Jahren beim Campus-Verlag erschienenen „Forschungsberichten aus dem Institut für sozialwissenschaftliche Forschung“ formulierten die Herausgeber entsprechend, man wolle „unreflektierte anwendungsorientierte Forschung auf der einen und politisch irrelevante theoretische Forschung auf der anderen Seite“ vermeiden (z. B. in Altmann et al. 1978). Es ging also darum, über bloße Deskription des Vorgefundenen hinaus, „einen Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Theoriebildung zu leisten“ (ebd.).

Die am Einzelbetrieb orientierte Fallstudie erwies sich als der forschungsstrategische Weg zur Umsetzung dieser Ansprüche. Dies hing eng mit der theoretischen Konzeption des „Betriebs“ zusammen: Mit der Entwicklung des sogenannten „Münchener Betriebsansatzes“ gewannen theoretische Überlegungen an Bedeutung, die den Betrieb nicht als Organisationseinheit begriffen, sondern als einen Prozess, in dem das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Voraussetzungen der Kapitalverwertung und den spezifisch einzelkapitalistischen Verwertungsinteressen bewältigt wird (vgl. u.a. Altmann et al. 1978; Bechtle 1980). Hintergrund war eine spezifische Annahme zum Verhältnis von Einzelkapital und kapitalistischem Gesamtprozess: Das primäre Ziel des Einzelkapitals ist auf maximale Kapitalverwertung ausgerichtet, wobei gesellschaftliche Reproduktionsbedingungen und Legitimationserfordernisse (Stabilisierung bzw. Aufrechterhaltung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse) als Begrenzung dieses Interesses auftreten. Gleichzeitig ist das Einzelkapital jedoch selbst auf die Erfüllung gesellschaftlicher Voraussetzungen (z. B. Bereitstellung qualifizierter Arbeitskräfte) angewiesen. Dieses widersprüchliche Verhältnis von Einzelkapital und den Bedingungen des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses findet diesen theoretischen Annahmen zufolge seinen Ausdruck in betrieblichen Problemen der Beherrschung des Produktionsprozesses. Betriebliche Probleme speisen sich damit aus dem Widerspruch zwischen der „schrackenlosen“ Kapitalverwertung des Einzelkapitals auf der einen und der gesellschaftlichen Begrenzung der Kapitalverwertung auf der anderen Seite. Der „Betriebsansatz“ wendet sich dabei explizit gegen die damals vorherrschende technik-deterministische Sichtweise auf den Wandel von Arbeit, „gegen Erklärungsansätze, die betriebliches Handeln durch ökonomische Gesetzmäßigkeiten oder technisch-organisatorische Sachzwänge determiniert sehen“ (Altmann et al. 1982, S. 19): Die technisch-organisatorische Gestaltung und die Formen des Arbeitseinsatzes werden hier als abhängig von betrieblichen Strategien gefasst, die in letzter Instanz auf die Beherrschung des eigenen Produktionsprozesses und der einzelkapitalistischen Verwertungsbedingungen abzielen. In der Terminologie des Betriebsansatzes: Technik, Organisation und Arbeitskraft sind die „elastische Potenziale“ die vom Betrieb gestaltet werden, um betriebliche Probleme zu beherrschen. Um den Wandel von Arbeit erfassen zu können, mussten aus dieser Perspektive heraus betriebliche Strategien in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses rücken.

Für die Rolle der Betriebsfallstudie ist entscheidend, dass der Betrieb als Vermittlungsinstanz zwischen einzelkapitalistischen und gesellschaftlichen Produktionsprozess fungiert. Betriebliche Strategie wird zu einer Vermittlungskategorie zwischen

einer allgemeinen Theorie kapitalistischer Gesellschaften, d.h. einer "logischen Ebene", und der empirischen Erfassung zentraler Phänomene der konkreten gegenwärtigen Gesellschaft, der "historischen Ebene". Mittels dieser theoretischen Konzeption wurde die Grundlage für analytische Kategorien geschaffen, anhand derer auf der konkreten empirischen Ebene – also im Betrieb – gesamtgesellschaftliche Entwicklungen identifiziert und interpretiert werden sollten. Und die Betriebsfallstudie ermöglichte es, die Beziehungen zwischen verschiedenen Faktoren – also etwa den betrieblichen Problemen und Strategien, gesellschaftlichen Einflussgrößen, den verschiedenen Märkten etc. – zu erfassen.

1.2 Die Fallstudie als methodischer Hebel

Innerhalb einer Fallstudie selbst wurde auf die Erfassung von betrieblichen Rahmenbedingungen besonderes Gewicht gelegt. Dies liegt darin begründet, dass – wie bereits erläutert – betriebliche Strategien ein Verhältnis von innen und außen organisieren und daher nur zu begreifen sind, wenn man auch die äußeren bedingenden Faktoren kennt. Phänomene wie etwa neue Arbeitsformen konnten entsprechend nur untersucht werden, wenn man sich den gesamten strategischen Hintergrund einer Industrie vergegenwärtigte. Das erforderte natürlich schon im Vorfeld von Fallstudien einen relativ aufwändigen Erhebungsprozess. Notwendig war zum Beispiel eine allgemeine Analyse der Branche, Wissen über die Märkte und Kunden, über gesetzliche und tarifliche Regelungen, die im Feld eine Rolle spielen oder spielen könnten, über verfügbare Technologien u.a. Gerade in den frühen Studien wurden derartige Erhebungen immer in längeren Vorlaufphasen vor den eigentlichen betrieblichen Falluntersuchungen durchgeführt, erst in späteren Jahren ging man – nicht zuletzt aus Zeit- und Kostengründen – dazu über, sich das benötigte Kontextwissen parallel anzueignen.

Im Rahmen der Erhebung im Betrieb kam den Expertengesprächen mit betrieblichen Entscheidungsträgern eine zentrale Rolle zu. Es interessierten weniger die einzelnen Arbeitsplätze und auch nicht in erster Linie die Wahrnehmung der Beschäftigten, sondern es interessierte stärker die objektive Seite der Bedingungen des betrieblichen Handelns – immer in der Perspektive, dass betriebliches Handeln Ausdruck von Strategien ist. Während in anderen damaligen Studien – etwa aus dem SOFI – Arbeitskräftebefragungen und Arbeitsplatzbeobachtungen zentrale Erhebungsinstrumente waren, spielten diese in den ISF Studien gegenüber Expertengesprächen eine untergeordnete Rolle: aus ihnen sind – so die Annahme – betriebliche Strategien nicht rekonstruierbar.

Aber auch über Experteninterviews lassen sich betriebliche Strategien nicht einfach „abfragen“. Betriebliche Strategien sind nicht mit dem intendierten Handeln der betrieblichen Akteure identisch; sie werden als etwas Faktisches, Objektives begriffen, das sich quasi hinter dem Rücken der Akteure durchsetzt. Entsprechend können sie nur aus dem betrieblichen Handeln *rekonstruiert* werden. Strategie ist so verstanden eine Rekonstruktion einer impliziten Logik durch den Forscher. Aufgedeckt werden kann sie nur, wenn man das empirische Material auf den theoretischen Ansatz zurückspielt. Der Schritt der Deutung erhält daher entscheidendes Gewicht. Es ist ein Verfahren erforderlich, mit dessen Hilfe gesellschaftliche Einflussgrößen identifiziert und im Rahmen theoretischer Annahmen über gesellschaftliche Strukturzusammenhänge und Entwicklungen gewichtet und aufeinander bezogen werden können (vgl. Düll et al. 1972, S. 11). Hier kommt ein Instrumentarium ins Spiel, das im Münchner Fallstudienkonzept mit dem Begriff der „Analytik“ bezeichnet wird und die zentrale

Ebene der Vermittlung zwischen Theorie und Empirie darstellt: Analytische Kategorien sollen es ermöglichen, die Empirie so zu strukturieren, dass sich die daraus gewonnenen Aussagen wieder auf den theoretischen Ansatz zurückbeziehen lassen. Um der Aufgabe gerecht zu werden, eine Verknüpfung von Theorie und Empirie zu ermöglichen, müssen analytische Kategorien mit den logischen Strukturen der zugrunde liegenden Theorie kompatibel, gleichzeitig aber auch empirisch-historisch operabel sein. Analytik hat also immer einen doppelten Aspekt: Sie muss einerseits an ihrer Relevanz für theoretische Aussagen orientiert sein, andererseits muss mit ihr auch die Spezifik der Empirie fassbar werden. Die Analytik steht also *zwischen* Theorie und Empirie – und das gilt sowohl für ihren Zweck als auch für die Entwicklung ihrer Kategorien und Zuschnitte. Diese erfolgen – zumindest dem Anspruch nach – sowohl deduktiv aus dem theoretischen Ansatz, als auch induktiv aus einer ersten Kenntnis des Feldes und des empirischen Gegenstands.

Da die Analytik die Rückkoppelung des empirischen Materials an die Theorie sichern soll, ist sie auch das Kernstück der Generalisierungsstrategie dieses Ansatzes: Als entscheidend für die Generalisierung galt es, genau abzugrenzen, wo und wie sich der Betrieb oder der Fall im Verhältnis zu den identifizierten Einflussgrößen positioniert. Ziel der Studien dieses Ansatzes war es nicht, über eine große Fallzahl die Generalisierungsmöglichkeiten zu erhöhen. Viel wichtiger war der Anspruch, anhand der ausgewählten Fälle theoretisch begründete Hypothesen über Zusammenhänge untersuchen zu können. Es ging also hier nicht um eine Generalisierung durch quantitative Erweiterung der Untersuchungsfälle, sondern um eine theoretische Generalisierung. Dahinter stand die Annahme, dass ab einer bestimmten Anzahl zusätzliche Fälle keinen weiteren Erkenntnisgewinn mehr bringen. Stattdessen wurde versucht, mittels analytischer Schnitte und durch das Explizieren von Bedingungen und Einflussgrößen das Typische und die prinzipiellen Entwicklungstendenzen zu identifizieren.

2. Doppelte Entgrenzung als Grenze des Ansatzes

Wesentliche Annahmen des Betriebsansatzes und damit auch des spezifischen Fallstudienansatzes waren an die historische Situation gebunden, in der der Ansatz entwickelt wurde: *Impliziter* Ausgangspunkt waren der fordistische Betrieb und ganz generell die (relativ) stabilen gesellschaftlichen und organisatorischen Strukturen in den 60er und 70er Jahren. Rationalisierungsmaßnahmen und die dahinter stehenden betrieblichen Strategien waren daher gut im betrieblichen Kontext zu fassen; die historische Form des Betriebs schien der Ausdruck der Kapitalverwertung per se zu sein. Dem Betrieb kam entsprechend als Analyseeinheit entscheidende Bedeutung zu. In der gegenwärtigen Entwicklung von Arbeit sind dagegen Prozesse zu beobachten, die sich mit einem eng betriebszentrierten Zugang kaum mehr adäquat erforschen lassen. Zudem geriet schon in den 70er und 80er Jahren die Vernachlässigung der subjektiven Perspektive in die Kritik, was am ISF etwa mit dem Konzept des „erfahrungsgeleiteten-subjektivierten Arbeitshandeln“ auch zur Herausbildung einer eigenen, stärker subjektbezogenen Forschungslinie geführt hat (vgl. einführend Böhle 2001).

Die Herausforderungen, die sich dem skizzierten Ansatz heute aufgrund des Wandels des Forschungsgegenstands stellen, kann man aus unserer Sicht grob in zwei Tendenzen bündeln: Sie entstehen aus einer Entgrenzung des Betriebs nach außen und nach innen – man könnte auch sagen nach oben und unten - d.h. zum einen aus der Auflösung ehemals relativ fixierten Grenzziehungen zwischen der be-

trieblichen Organisation und externen Umwelten und zum anderen aus der Entgrenzung von Arbeitskraft.

Zum einen ist also der Produktions- und Arbeitszusammenhang immer weniger an einen Ort – den Betrieb – gebunden, womit sich die Einheit des Betriebes als Zugangseinheit und Untersuchungsobjekt, in dem sich z. B. Rationalisierungsstrategien adäquat erschließen lassen, tendenziell auflöst. Dezentralisierungsprozesse und die Öffnung der Organisation gegenüber dem Markt, der Aufbau von Unternehmensnetzwerken, globale Wertschöpfungsketten und Internationalisierungsstrategien erfordern es offenkundig, den Blick auf über- und zwischenbetriebliche Produktions- und Innovationsprozesse und unternehmensübergreifende Rationalisierungsmaßnahmen auszuweiten (zu den Grenzen des betriebszentrierten Ansatzes vgl. auch Schmierl/Pfeiffer 2005).

Zum zweiten kommt dem Subjekt und seinem lebensweltlichen Kontext im Rahmen der Subjektivierung von Arbeit eine qualitativ neue Rolle im Rationalisierungsprozess zu. Und wenn Strategien der Kapitalverwertung stärker über die Interessen und Orientierungen der Beschäftigten vermittelt werden, dann lassen sich betriebliche Strategien nicht mehr ohne die systematische Analyse dieser Orientierungen und Interessenlagen erfassen und rekonstruieren. Die Vorstellung, von der Analyse objektiver Bedingungen unmittelbar auf die Motive der Beschäftigten schließen zu können, wird endgültig obsolet.

Aber nicht nur Forschungsgegenstand und -inhalte haben sich gewandelt, auch ist der oder die Arbeits- und Industriesoziologische Forscher/in – insbesondere an einem primär über Drittmitteln finanzierten Institut – heute mit anderen Forschungsbedingungen konfrontiert. Hier lassen sich vor allem zwei Tendenzen beobachten: Knapper werdende Forschungsmittel und die zunehmende Anforderung unmittelbarer praktischer Verwertbarkeit der Forschungsergebnisse. Zwar galt auch schon früher, dass Unternehmenszugänge nicht immer mit der eigenen Forschungsfragestellung erschlossen werden konnte, so dass diese entsprechend der Interessen der Akteure im Betrieb variiert und angepasst werden musste. Damit dass nun gestaltungsorientierte Verbundprojekte überhand nehmen, die es in der Regel erfordern, sich zumindest in einem gewissen Rahmen auf „Win-win-Situationen“ zu beziehen, verschärft sich eine mögliche Divergenz zwischen eigenen Forschungsinteressen und Forschungsauftrag.

3. Fallstudienforschung unter veränderten Voraussetzungen

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Veränderungen haben wir uns die Forschungssituation im Institut angesehen und kommen zunächst zu dem Schluss: Fallstudien spielen immer noch eine zentrale Rolle. Gegenüber der früheren Vorgehensweise lassen sich aber einige wesentliche Unterschiede feststellen, die wir im Folgenden ausführen.

3.1 Subjekt und Struktur

Ein über alle verschiedenen Forschungsrichtungen am ISF ins Auge fallender Unterschied zu dem früheren Ansatz ist zunächst eine stärkere Hinwendung zum Subjekt und zu den Orientierungen der Beschäftigten. Auch Fragen, die zunächst vor allem von der strukturellen Ebene her analysiert wurden, werden nun stärker auch aus der subjektiven Perspektive der Beschäftigten betrachtet. Als methodische Konsequenz ist daher ein größeres Gewicht der Beschäftigteninterviews augenfällig, die – im Unterschied zu früher – zentraler Bestandteil der am Institut durchgeführten Fallstudien

geworden sind. Neben klassischen leitfadengestützten Interviews kommen dabei zunehmend auch „reflexive Methoden“ zum Einsatz, die darauf abzielen, bei den Beschäftigten selbst einen Reflexionsprozess in Gang zu setzen und damit auch über eine reine Erhebungsfunktion hinausgehen (eine Darstellung der Anwendung solcher Methoden finden sich z. B. in Kratzer/Dunkel 2009; Boes/Trinks 2006). Die Bedeutung von Experteninterviews variiert dagegen stärker zwischen unterschiedlichen Fragestellungen und Forschungslinien. In einigen Studien dienen sie nur noch zur Erhebung der Rahmenbedingungen der Untersuchungsfälle. Gänzlich auf Experteninterviews verzichtet wird aber in keiner der neueren Studien.

Die stärkere Fokussierung auf das Subjekt bedeutet jedoch nicht, dass die strukturelle Ebene in der Betrachtung nun völlig verloren ginge. Abhängig von der jeweiligen Fragestellung unterscheiden wir grob zwei Herangehensweisen: In dem einen Fall wird die Subjektfrage mit betrieblichen Steuerungs- und Rationalisierungsprozessen verknüpft. Hier behält die strukturelle Ebene mit dem Betrieb als analytische Einheit eine zentrale Rolle. Im Fokus steht allerdings nicht mehr allein der Betrieb oder betriebliche Strategien, sondern der *Zusammenhang* zwischen den beiden Ebenen Betrieb und Subjekt (vgl. z. B. Kratzer 2003). Im anderen Fall – so häufig in den Studien, die sich an das Konzept des „subjektivierenden Arbeitshandelns“ (vgl. einführend Böhle 2001) anlehnen – stehen das Subjekt und sein Arbeitshandeln selbst im Fokus. Hier wird die strukturelle Ebene – und somit der Betrieb und betriebliche Rationalisierungsprozesse – nur als Rahmenbedingungen erfasst und zwar auch nur soweit, wie es nötig erscheint, um die subjektive Arbeitssituation und die individuellen Perspektiven zu verstehen. Der Fall ist zumeist deutlich unterhalb der Ebene des Betriebs, auf der Ebene der Arbeitssituation gefasst. Der Betrieb wird hier nur zur Einordnung des Falls genutzt.

Das deutet auf die zweite entscheidende Veränderung neuerer Fallstudienforschung gegenüber den älteren Studien hin: es setzen sich andere Formen der Fallkonstruktion durch und damit eine teilweise Abkehr von der *Betriebsfallstudie*.

3.2 Von der Betriebsfallstudie zur doppelten Fallkonstruktion

Ganz generell gilt natürlich für die Fallstudienforschung, dass die Fallkonstruktion mit der Fragestellung variiert. So wirken sich auch die beschriebenen doppelten Entgrenzungsprozesse notwendig auf die Fallkonstruktion aus.

Die klassische Betriebsfallstudie wird zunehmend abgelöst von Fallkonstruktionen, in denen der Fall unterhalb oder oberhalb der Ebene des Betriebs gefasst wird. Gleichzeitig bleibt der Betrieb aber zumeist die zentrale Zugangseinheit zur Empirie. Daraus resultiert eine – teils implizite, teilweise aber auch explizit formulierte – Strategie der „doppelten Fallkonstruktion“. Bei einigen subjektorientierten Studien etwa wird der Betrieb als Ganzes – mit seiner Historie, den Märkten und Kunden, der betrieblichen Produktions- und Beschäftigungsstruktur etc. – als übergeordneten Fall begriffen und vor dessen Hintergrund der konkreten Fragestellung mit einer eigenen Fallkonstruktion nachgegangen. Die Fallstudie ergibt sich somit aus dem Zusammenspiel einer Fragestellung (mit ihrem engeren Forschungsgegenstand) und eines Rahmens, der aber mehr darstellt als eine bloße Kontextbedingung. Auch dort, wo es um überbetriebliche Zusammenhänge geht, finden einer doppelte Fallkonstruktion Anwendung: So bildet zum Beispiel die transnationale Produktions- und Konzernstruktur eine eigenständige Ebene, die es über Expertengespräche und Dokumentenanalysen zu erschließen gilt. Die einzelnen Betriebe (Standorte) sind wiederum als Betriebsfälle mit jeweils eigener Struktur zu begreifen – innerhalb derer dann die

ausgewählten konkreten betrieblichen Arbeitsprozesse als die „eigentliche“ Fallebene erscheinen.

In diesen Formen der Fallkonstruktion zeigt sich: Auch wenn das Verhältnis von kapitalistischer Verwertungslogik und betrieblich organisierten Arbeitsprozessen „vermittelter“ geworden ist, bleibt der Betrieb weiterhin ein wichtiger empirischer Zugang, um dieses Verhältnis aufzuspüren und zu untersuchen. Entgegen früheren Erwartungen sind betriebsförmige Organisationsformen trotz allem stabil geblieben und der Betrieb bleibt – in welcher veränderter Form auch immer – Gegenstand von Fallstudien.

3.3 Theorie in „Zwischenräumen“

Was gegenüber dem alten Ansatz der Fallstudienforschung am Institut erhalten geblieben ist, ist die genuin qualitative Logik der Fallstudienforschung. Diese beschränkt sich nicht auf die Wahl der Erhebungsmethoden, sondern drückt sich insbesondere auch in den Strategien zur Generalisierung von empirischen Ergebnissen aus. Die Suche nach dem „Typischen“ genießt durchgehend Vorrang vor der Frage der Repräsentativität.

Der Umgang mit theoretischen Konzepten ist dabei lockerer geworden, das Verhältnis von Theorie und Empirie hat sich in Richtung eines stärker empirischen Bezugs verschoben. Bemühungen um die theoretische Einbettung der jeweiligen Forschungsprojekte sind allerdings keinesfalls verloren gegangen. In den verschiedenen Forschungssträngen ist das Bemühen zu beobachten, über die Perspektive des einzelnen Forschungsprojekts hinaus theoretisch-konzeptionelle Zugänge weiterzuentwickeln und weiterzuentwickeln – vielleicht deutlicher, als es in den Forschungsberichten zu den einzelnen Studien ersichtlich wird.³ Diese beziehen sich allerdings weniger auf einen allgemeinen theoretischen Bezugsrahmen, der für größere Gruppen von Forschern innerhalb des Instituts leitend wäre, sondern meistens auf theoretische Konzepte, die aus unterschiedlichen Theorien gespeist werden. Auch die erwähnten veränderten Forschungsbedingungen begrenzen die theoretische Reichweite der Projektfragestellungen. Zur Vermittlung der theoretischen Konzepte und der empirischen Arbeiten werden nach wie vor analytische Kategorien genutzt, die aber nur selten auch als solche expliziert werden. Das liegt u.a. daran, dass in den Projekten die Abläufe weiter „komprimiert“ werden müssen; nicht unmittelbar – im Sinne des Projektantrags – ergebnisbezogene Arbeitsschritte können kaum noch ausgearbeitet werden. Theoretisch-konzeptionelle Arbeit verlagert sich damit dann aber auch noch deutlicher als früher aus den Projekten in die immer wieder neu zu schaffenden Freiräumen zwischen den Projekten. Möglich wird dies allerdings erst über eine weitgehende Kontinuität in den Arbeitszusammenhängen.

4. Was bleibt von der Betriebsfallstudie und den damit verbundenen forschungsstrategischen Ansprüchen?

Der vor ca. 40 Jahren im Münchner Institut entwickelte Ansatz der Fallstudienforschung ist ein historisch geprägter und auch historisch bedingter Ansatz, der sich nicht einfach auf die heutige Situation übertragen lässt. Aber was bleibt nun auf dem Hintergrund der skizzierten Veränderungen vom damaligen Ansatz und den damals formulierten forschungsstrategischen Ansprüchen?

3 Ihren Niederschlag finden diese dann eher in übergreifenden Aufsätzen wie auch in einzelnen Qualifikationsarbeiten als in den Ergebnispublikationen zu den Studien selbst.

Der Fallstudienansatz war im früheren Verständnis mehr als eine Methode, er war eine Forschungsstrategie. Diese Unterscheidung hat u. a. mit dem Verhältnis von Theorie und Empirie zu tun, das sowohl beim Forschungsdesign, als auch bei der Interpretation von Fallstudienenergebnissen eine zentrale Rolle spielt. Wie ist auf diesem Hintergrund die allseits konstatierte Tendenz eines Wandels des Theorieverständnisses von Gesellschaftstheorien hin zu Theorien mittlerer Reichweite zu interpretieren (vgl. dazu die Beiträge in Huchler 2008)? Als Konkretisierung einer zu abstrakten Gesellschaftstheorie oder als deren Verabschiedung? Im Fall der historischen Folie „Betriebsansatz“ hieße letzteres ja auch Verzicht auf eine wie immer elaborierte kapitalismustheoretische Fundierung. Damit würde auch die sog. Analytik ihren herausragenden Stellenwert als Vermittlungsebene zwischen Theorie und Empirie verlieren. Und nach unserer Einschätzung ist das auch vielfach der Fall: viele der Ansätze, die sich als Theorie mittlerer Reichweite verstehen, verbleiben auf der Ebene analytischer Differenzierung und Typisierung. Das ist sicher verdienstvoll, denn es schafft eine Fülle vielfältiger, teilweise auch systematischer empirischer Einsichten, die aber zumeist nicht den Schritt zu einer gesellschaftlich relevanten Verallgemeinerung vollziehen. Und es sind dann auch meist diese fehlenden Verallgemeinerungsschritte, die es schwer machen, zu zeitdiagnostischen Aussagen zu kommen. Aber daran misst sich schließlich die politische Relevanz und der gesellschaftliche Stellenwert arbeits- und industriesoziologischer Forschung, ihre Besonderheit als gesellschaftskritische Forschung.

Der kritische Impetus arbeits- und industriesoziologischer Forschung, ihre gesellschaftspolitische Ausrichtung, ist natürlich nicht allein vom politischen Bewusstsein der Forscher abhängig, sondern in mehrfacher Weise von gesellschaftlichen Entwicklungen: zum einen von den gesellschaftlich produzierten Problemstellungen, die ihr „vor die Füße“ geworfen werden, zum zweiten von der Thematisierung dieser Probleme und der Formulierung von Forschungsbedarf, der sich in industriesoziologische Fragestellungen transformieren lässt und schließlich zum dritten – und das ist vermutlich entscheidend – von der Existenz politischer Akteure, die ein Interesse an gesellschaftlichen Veränderungen artikulieren und als Träger gesellschaftlicher Reformpolitik Einfluss gewinnen. Die Hochphase der Industriosozologie in den 70er und teilweise noch in den 80er Jahren war durch eine historische Konstellation gekennzeichnet, in der alle drei Entwicklungen zusammentrafen. Diese Bedingungen haben sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte grundlegend verändert und der Arbeits- und Industriosozologie diverse Krisendebatten beschert (vgl. dazu die Beiträge in Huchler 2008).

Auf der anderen Seite haben gesellschaftliche Umbruchprozesse – insbesondere seit den 1990er Jahren – Probleme und Fragen aufgeworfen, die gerade einer kritischen Industriosozologie ausreichend „Stoff“ für Analyse, theoretische Reflexion und politische Praxis liefern. Und sie haben auf unerwartete Weise gesellschaftstheoretische Grundfragen wieder ins Zentrum gerückt: Ohne Rekurs auf die Konstitutionsbedingungen kapitalistischer Gesellschaften lassen sich gegenwärtige Umbrüche und Krisen kaum angemessen verstehen. Die Deutungs- und Diagnosefähigkeit einer kritischen Arbeits- und Industriosozologie wäre also in hohem Maße gefragt; angesichts der radikalen gesellschaftlichen Veränderungsdynamik müsste die Kritik an Schärfe gewinnen. Dazu wäre allerdings eine kapitalismustheoretische Fundierung notwendig, über die die Arbeits- und Industriosozologie heute nicht mehr oder nur noch vereinzelt verfügt. Und die in den 80er Jahren begonnene Abkehr von der Kapitalismustheorie – oder von Gesellschaftstheorie überhaupt – lässt sich so schnell

nicht wieder rückgängig machen. Zumal es auch nicht um eine einfache Rückkehr ginge, sondern um eine qualitativ neue Auseinandersetzung, die alte Fehler vermeidet.

Nun ist die kritische Arbeits- und Industriosociologie ja nicht verschwunden und sie hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten in einer Reihe von empirischen Untersuchungen und theoretischen Erklärungsansätzen die historischen Veränderungen aufgegriffen und damit auch die Produktivität von Fallstudienforschung erneut bestätigt. Und sie hat einige Debatten (Stichworte: Vermarktlichung, neue Formen der Unternehmenssteuerung, globale Produktionsstrukturen, Flexibilisierung, Prekarisierung und Subjektivierung von Arbeit usw.) angeregt, die bis heute anhalten.

Wirft man einen Blick auf die sozialwissenschaftliche Debatten zur aktuellen Krise und die dabei diskutierten politischen Veränderungsperspektiven so fällt auf, dass der Betrieb, die konkrete Arbeitssituation und die innerbetrieblichen Verhältnisse bei der Suche nach politischen „Transformationsperspektiven“ offensichtlich kaum noch eine Rolle spielen. „Alltag“ scheint sich zunehmend außerhalb von Arbeit und Betrieb zu abzuspielen und der Betrieb als Ort politischer Auseinandersetzungen ist offensichtlich immer weniger im Blick. Im Betrieb scheint sich politisch nichts mehr bewegen zu lassen, der Konflikt zwischen Arbeit und Kapital – soweit er überhaupt noch als wichtig angesehen wird – wird auch in den Augen vieler Sozialwissenschaftler außerhalb des Betriebs ausgetragen. Aber hat der Betrieb wirklich seine Bedeutung als zentralem Ort für politische Erfahrungen und Einsichten und als zentraler Ansatzpunkt für politische Handlungsperspektiven verloren? Dies zu klären würden wir als eine der vorrangigen Aufgaben einer kritischen Fallstudienforschung sehen.

Eine eher positive Einschätzung zum Verhältnis von betriebsbezogener Forschung und politischem Anspruch lässt sich aus einer Forschungspraxis entnehmen, in der man das am wenigsten vermutet hätte: Die sogenannte Gestaltungsforschung kann sich offensichtlich durchaus mit einem kritischen und politischen Anspruch verbinden, der den normalerweise sehr begrenzten Rahmen einer „Win-win-Konstellation“ überschreitet. Dies ist dann der Fall, wenn es gelingt, das Forschungsprojekt thematisch und interessenpolitisch in laufende Auseinandersetzungen innerhalb und außerhalb der Betriebe einzubringen. In solchen konfliktorientierten Forschungsprojekten wachsen den Forschern bislang ungewohnte Aufgaben zu, die nicht ohne Risiko sind, gleichzeitig aber neue Einflussmöglichkeiten und Freiräume eröffnen. Gerade in Forschungsprojekten, die mit reflexiven Analyse- und Interventionsmethoden arbeiten, verändert sich mit dem tendenziellen Wandel der „Forschungsobjekte“ zu „Forschungssubjekten“ nicht nur die Rolle der Befragten („Experten in eigener Sache“), sondern auch die der Wissenschaftler (vom Experten zum „Beteiligten“).

In diesen Fall-Konstellationen – aber auch generell – gilt es Wege zu finden, auf denen eine kritische Fallstudienforschung ihre theoretischen und politischen Interessen auch in anwendungsorientierte, thematisch nicht immer einschlägige Forschungsprojekte einbringen kann. Sie ist dabei heute noch stärker auf „subversive Strategien“ verwiesen, um unter den gegebenen Bedingungen Freiräume zu schaffen, die notwendig sind, um über den eigentlichen „Projektauftrag“ hinaus eigene Forschungsfragen zu verfolgen und über die einzelnen Projekte hinweg weiterführende analytische und theoretische Perspektiven zu entwickeln. Die Souveränität gegenüber diesen Forschungsbedingungen zu bewahren und sich die notwendigen Freiräume zur tiefer gehenden Reflexion zurück zu erobern, wird somit zur Herausforderung. Die Tradition der „theoriegeleiteten Fallstudienforschung“, über die wir hier

berichtet haben, wird für die Bewältigung dieser Herausforderung sicher nicht ausreichen. Sich ihrer Ansprüche und kritischen Impulse zu vergewissern und sie unter aktuellen Bedingungen zu reformulieren, könnte sich jedoch durchaus als produktiv erweisen.

Literatur

- Altmann, N./Bechtle, G./Lutz, B. 1978: Betrieb, Technik, Arbeit. Elemente einer soziologischen Analytik technisch-organisatorischer Veränderungen. Frankfurt/Main, New York
- Altmann, N./Binkelman, P./Düll, K./Stück, H. 1982: Grenzen neuer Arbeitsformen. Betriebliche Arbeitsstrukturierung, Einschätzung durch Industriearbeiter, Beteiligung der Betriebsräte. Frankfurt/Main, New York
- Bechtle, G. 1980: Betrieb als Strategie. Theoretische Vorarbeiten zu einem industriesoziologischen Konzept. Frankfurt am Main/New York
- Boes, A./Trinks, K. 2006: „Theoretisch bin ich frei!“ Interessenhandeln und Mitbestimmung in der IT-Industrie. Berlin
- Böhle, F. 2001: Sinnliche Erfahrungen und wissenschaftlich-technische Rationalität. Ein neues Konfliktfeld industrieller Arbeit. In: Lutz, B. (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. Berlin, S. 113-131
- Düll, K./Sauer, D./Schneller, I./Altmann, N. 1972: Öffentliche Dienstleistungen und technischer Fortschritt. Eine Untersuchung der gesellschaftlichen Bedingungen und Auswirkungen von technisch-organisatorischen Veränderungen in der Deutschen Bundespost. Frankfurt/Main, München
- Huchler, N. (Hrsg.) (2008): Ein Fach wird vermessen - Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriosozologie, edition sigma, Berlin
- Kratzer, N./Dunkel, W. 2009: Neue Wege im betrieblichen Gesundheitsmanagement – Das Projekt PARGEMA. In: Schröder, L./Urban, H.-J. (Hg.): Gute Arbeit. Handlungsfelder für Betriebe, Politik und Gewerkschaften. Frankfurt/Main, S. 326-336
- Kratzer, N. 2003: Arbeitskraft in Entgrenzung. Grenzenlose Anforderungen erweiterte Spielräume begrenzte Ressourcen. Berlin
- Pflüger, J./Pongratz, H./Trinczek, R. 2010: Fallstudien in der deutschen Arbeits- und Industriosozologie. Eine Bestandsaufnahme. In: Pongratz, H./Trinczek, R. (Hg.): Industriosozilogische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie, Berlin, S. 23-72
- Pongratz, H./Trinczek, R. (Hg.) (2010): Industriosozilogische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie, Berlin
- Nies, S./Sauer, D. 2010: Theoriegeleitete Fallstudienforschung. Forschungsstrategien am ISF München. In: Pongratz, H./Trinczek R. (Hg.): Industriosozilogische Fallstudien. Entwicklungspotenziale einer Forschungsstrategie, Berlin, S. 119-162
- Sauer, D. 2010: Vermarktlichung und Vernetzung der Unternehmens- und Betriebsorganisation. In: Fritz Böhle; Günter Voß; Günther Wachtler (Hrsg.): Handbuch Arbeitssoziologie, VS-Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 545-568
- Schmierl, K./Pfeiffer, S. (2005). Lego-Logik der kapitalistischen „Netzwerkökonomie Organisation“. Theoretische Spekulationen zum Wandel von Betrieb und Technik. In: Faust, Michael; Funder, Maria; Moldaschl, Manfred (Hg.): Die „Organisation“ der Arbeit. München, Mering, S. 43-66